

Menschliches : Allzumenschliches aus dem Leben bernischer Geistlicher (1528-1798)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 40

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648420>

Nutzungsbedingungen

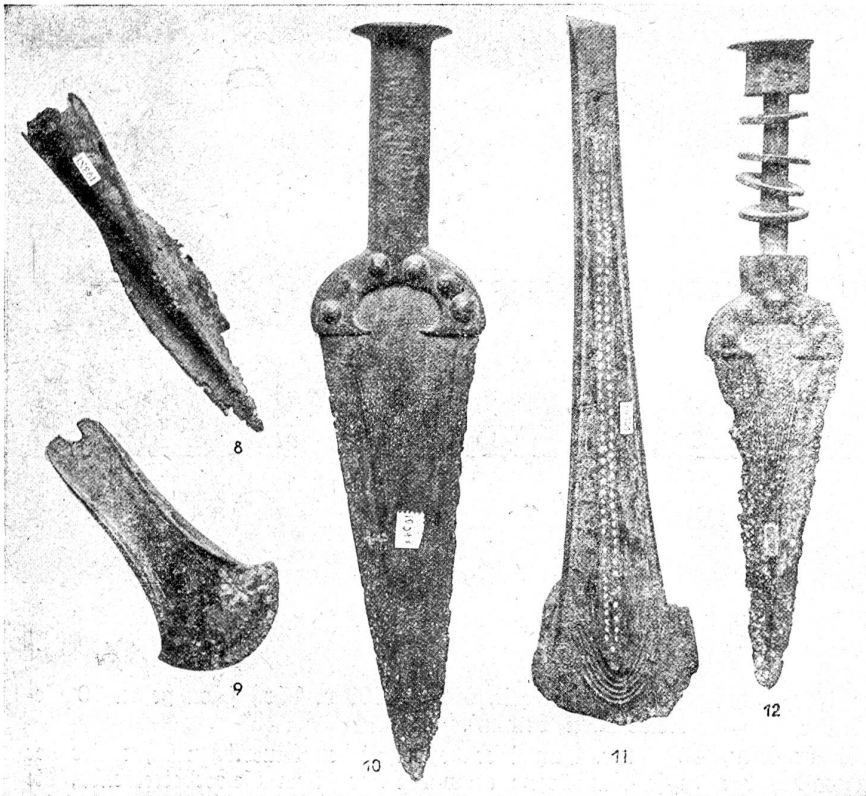
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Früher gemachte Funde aus der Umgebung von Spiez: Bronzezeitliche Waffen.

Kulturfortschrittes in einer stetig ansteigenden Kurve zu schauen, statt in einer Wellenlinie, so gelangt man, rücklaufend an diese Kurve sich haltend, auf einen so primitiven Menschen der Vorzeit, daß seine Taten und Werke ein Rätsel bleiben müssen.“

F. A. Volmar.

Menschliches — Allzumenschliches aus dem Leben bernischer Geistlicher (1528—1798).

Dieser Aufsatz soll nichts anderes als ein unterhaltendes Kapitel aus der bernischen Kulturgeschichte sein; Spott oder gar Verächtlichmachung des geistlichen Standes liegt uns absolut fern. Im Gegenteil: nicht allein der, dem Land und Volk und Kirche im Kanton Bern lieb sind, sondern jeder objektiv Urteilende, der einigermaßen in der Geschichte unserer Heimat bewandert ist, muß mit tiefer Ehrfurcht der großen Kulturarbeit gedenken, die unsere Landeskirche (resp. ihre Pfarrer) an unserm Volk und Land vollbrachte — und weiter zu tun berufen ist. Daß unter den vielen Tausend Pfarrern, die seit der Reformation bis zum Untergang des alten Bern, dem bernischen Ministerium angehörten, sich auch schwarze und räudige Schäflein einschlichen, tut der Ehre des Pfarrerstandes keinen Abbruch. Kein Stand wie der Pfarrerstand ist ja so stark der Kritik ausgesetzt; nicht erst heute! Wie die Kirche, die unter der Verheißung und unter dem Gerichte Gottes steht, so hat auch ihr Diener, der Wahrer der Geheimnisse Gottes, zu ringen um Unbescholtenheit im Lebenswandel. Dies bringt die Natur der Sache mit sich. Schließlich ist auch der Pfarrer ein Mensch mit seinen Schwächen und Irrtümern. Daß schließlich Kultur Niedergänge und Voderungen sittlicher Normen in gewissen Geschichtsepochen ihre Wellen auch ins bernische Pfarrhaus warfen, ist begreiflich. Gerade die Jahrzehnte auf die Reformationszeit brachten (ent-

gegen den Erwartungen der Führer in Staat und Kirche) über unser Bernerland eine Sittenverrohung. Nie so oft wie damals (auch nicht um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach dem Dreißigjährigen- und dem Bauernkrieg) mußten die Predikanten an ihre Pflicht gemahnt werden; es gab unter ihnen allerdings viele Fremde, Flüchtlinge zweifelhafter Herkunft. In einer von Liebe zur Berner Kirche wie von minutiös gewissenhafter Objektivität in der Geschichtswissenschaft inspirierten Arbeit hat der feine Historiker und Theologe Eduard Wähler diese Erscheinung dargetan: „Dekan Johann Haller und die Berner Kirche von 1548—1575“ (in Neues Berner Taschenbuch, 1923—27).

Die altbernische Regierung, die das Leben ihres Volkes von der Wiege bis zum Grabe durch Gottes Wort heiligen wollte und die sich in ihrer oft harten Strenge auf die Autorität der Heiligen Schrift berief, hat von ihren Kirchendienern Gehorsam, Zucht und Ehrbarkeit verlangt. „So befehlen wir allen Predigern zu Stadt und Land, ihr Predigt-Amt, ihre persönliche Aufführung, ihren Wandel, ihr Hauswesen einzurichten, wie es Gott geheiligten Männern zusteht“, lesen wir in der Predikanten-Ordnung von 1748. Daß trotz der obrigkeitlichen Erlasse und neben den vielen, vielen Geistlichen, die in Lehre und Wandel untadelig und ein Vorbild der Tugend-

haftigkeit dastanden, der Pfarrerstand recht sonderbare Käuze aufwies, soll folgende Aufzählung zeigen. Wir mögen beim einen oder andern Beispiel lächeln; dürfen aber nicht vergessen, daß eine Obrigkeit damals keinen Spaß verstand, und daß das Glaubens- und Gemeindeleben viel Anstoß an einem ärgerlichen Leben seines Pfarrherrn nahm.

Ein wunderlicher Mann muß Pfarrer J. Jak. Dünz in L. gewesen sein; er habe nach vielen Zeremonien des Gesetzes gelebt, seiner Frau keine ehelichen Pflichten geleistet, immer gebetet und seinem Vorgeben nach Teufel ausgetrieben. Er starb um 1700. — Ein Emmentaler Pfarrer soll einen so großen Bart wie Papst Julius II. gehabt haben. — 1572 wurde der Pfarrer von R. von seinem Knecht totgeschlagen. — Unangenehmlich wird es schon, wenn wir aus dem Jahre 1719 vernehmen, daß die Frau eines Spitalpredigers wegen Giftmischerie in Bern verbrannt wurde; im Seeland wurde 1655 eine Pfarrfrau der Hexerei angeklagt und im Landvogtstädtchen enthauptet (weil sie „hexen“ konnte). Um die gleiche Zeit wurde in einem andern Seeländerstädtchen eine Frau als Hexe (diesmal keine Pfarrfrau) in den Fluß geworfen, wo sie elendiglich ums Leben kam. Grausig und schaurig, herzlos und taktlos liest sich dann schon die Urkunde von einem Simmentaler Pfarrer: als seine Tochter wegen Kindsmord hingerichtet wurde, hatte er sie selbst zum Tode vorbereitet und zur Richtstätte begleitet. Es dünken uns solche Banalitäten unmöglich; doch die Geschichte lügt nicht!

Auffallend häufig waren die Pfarrer mit Pferdehandel beschäftigt. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß der Pfarrer damals sein Pfundgut bewirtschaftete, Bauer war, einen Zug für Forderungen benötigte, ja zur Pastorisation einer weitverzweigten Gemeinde sich ein Fuhrwerk halten mußte oder wiederum zu Pferd in Amtsgeschäften die Hauptstadt aufsuchte. Zum Beispiel heißt es 1570, Pfarrer R. in D. wurde in seinem Dienste eingestellt.

Einige Tage nachher, am 30. November, wurde er auf seines Weibes, seiner Kinder und Kirchgenossen Bitte begnadigt, seines frühern lieberlichen Lebens wegen jedoch zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und ihm für die Zukunft der Besuch von Wirtshäusern, sowie der Pferd- und Hundeskauf untersagt. Ein Pfarrer mit dem Namen Weinzäpfli stürzte 1654 mit einem blinden Pferde über die Kirchhofmauer an die Matte hinunter (in Bern). Ein anderer Pfarrer stürzte bei Amoldingen auf der Rückreise vom Erlenbachmarkt so unglücklich vom Pferde, daß er andern tags starb. 1566 befahl die Regierung einem Schultheißen, er „solle Hansen Wannenmacher (Pfarrer in T.) angends seines Dienstes entsetzen und ihm eine Ahs, Schlegel und Weggen kaufen und ihn wissen, sin Nahrung damit zu bekommen.“ So wurde 1554 auch ein Oberländer Pfarrer von der Regierung seines Amtes entsetzt; dieser ward wieder Schuhmacher, was er früher gewesen war!

(Schluß folgt.)

An Heinrich Federers 70. Geburtstag. (7. Oktober 1936.)

Von Hermann Aellen, Locarno.

Wem Heinrich Federer im Leben nahestand und den großen gütigen, gefinnungsstarken Menschen in ihm kannte, der trug schon immer das gute tröstliche Wissen in der Seele: Hier lebt noch ein unbeirrbar auf sich selbst und sein Fühlen gestellter, bedeutender Mensch unter uns. Keine Mode, keine Laune, kein Tageseinfluß vermochte ihm etwas anzuhaben. Er blieb sich treu und darum schenkte er mit so vollen Händen; Mensch und Künstler waren eins in ihm. Das Leid hat sein Leben von früh an begleitet und seelisch bereichert.

Am dunkelgrünen Brienersee stand die Wiege des Dichters, in Sachseln träumte er seine Jugendzeit, im toggenburgischen Jonschwil erlebte er seine dörfliche Umwelt als Kaplan und wuchs heimlich zum Dichter heran und in Zürich erfüllte sich herrlich seine Sendung. Vom dritten Jahre an schon schattete das Asthma-Nebel in das Leben, es hat ihn nie mehr verlassen. Aber das Leid hat den innern Menschen geboren, und das Müßen dieses In sich gefehrteins schuf den starken, unverfälschten Impuls der dichterischen Tat, wie es in seinen aufschlußreichen Jugenderinnerungen „Am Fenster“ und den nachgelassenen Kapiteln zur Jugendgeschichte „Aus jungen Tagen“ nachgelesen werden kann. Mit dem Freunde Arnold Ott, dem selber ewig Leidehobenen und von einer heiligen Unrast Gehegten, betet er:

„Schlangenleibumschlungen
Ring' ich unbezwungen
Nach Veröhnung in des Lebens Streit.
Wenn ich ausgerungen
Hab' ich ausgefungen!
Darum laß' mir, Gott,
Das heil'ge Leid!“

Wochenlang an das Bett gefesselt begann im Knaben schon intensives Erleben. Nicht die Fülle der neuen Bilder und der Eindrück vermitteln Dauerwerte, auf die Intensität des Erlebens kommt es an. In der Stille des Krankenzimmers wacht die Seele. Fast einen Drittel seiner Jugendzeit verbrachte Federer im Bett. „Wie oft saß ich halbe Nächte am Erstickten unterm Fenster, eiskalt vom Schnee draußen“, erzählt der Dichter selbst, „aber die herrliche Hand der Mutter in der meinigen, nur noch von ihrer Tapferkeit und ihrem Atem lebend.“ War ihm besser, so

hat er gelesen und geträumt für hundert Köpfe. Und dann kam das Fabulieren, das nach Ausdruck sann.

Zu Zeiten, da die Krankheit einige Jugendsprünge erlaubte, war es des Knaben Liebstes, in das Schilf des Garnersees zu liegen und einigen Kameraden Geschichten zu



Heinrich Federer. † 29. April 1928.

erzählen, „zuerst Gehörtes, dann frech Erfundenes“. Das Erzählen war die Leidenschaft des Knaben, des Studentleins und des Mannes. Aus dem Erzählen kam Federer erst spät ins Dichten. So ist dieses Meisters Dichtung lebendes Erzählen.

Bedeutung für den spätern Gestalter der Höhengemäßen in seinen Bergromanen und historischen Erzählungen ist das Geständnis: „Ich bewunderte, was ich nicht besaß, große Kraft, Gesundheit, Vogelschnelle, Regententum. Ich lernte es genau kennen. Immer war ich bei den Starken und forschte ihr Innerstes aus. Zuweilen hatte ich auch die Gnade, von dieser Ambrosia ein Schlecklein zu bekommen.“

Auf die Fabuliertage des Buben folgte die strenge Schulzeit in der Kantonschule zu Sarnen, da Beine und Arme sich in die enge Schulbank zwingen mußten und das blühende Träumen im Repetierchorus der Klasse verwelkte. Und doch hat der Dichter unter dem Schulzepter der gestrengen Benediktiner, so erzählte er mir, unvergängliche, köstliche Erinnerungen gewonnen, die sich im Eingangskapitel des „Pilatus“ dichterisch geformt haben.

Federers Entschluß stand von Anfang an fest, Theologie zu studieren. Noch immer gab es nach seiner Ansicht nichts Schöneres, als Landpfarrer oder Kaplan in einem entlegenen Ort zu sein. Freilich, ein Studierstüblein mit vielen Büchern, besonders historischen, dürfte nicht fehlen.

Sachseln mit seiner marmornen Kirchenherrlichkeit und seinem großen Heiligen, dem Eremiten Klaus von der Flüe, konnte in Federer den Sinn für das Religiöse und Theologische nur schärfen. Schon der unglückselige Vater hat ihm in einer überlebensgroßen Holzstatue gehuldigt, dem Sohn blieb es vorbehalten, dem heiligen Bauernphilosophen im Ranft im Bruder Klaus-Roman „Spizbube über Spizbube“ ein unvergängliches, literarisches Denkmal zu setzen. Bruder Klaus und Franz von Assisi sind Federers leuchtende Vorbilder eines wahren, tiefinnerlichen Christentums der Tat gewesen. Vom Bruder Klaus sagt er, daß das wenige Gesprochene und Aufgeschriebene dieses Mannes eine unglaubliche Tiefe und Einfachheit des Denkens, eine Originalität, ja ein Genie verrate, neben dem die Kultur der Umwelt wie nutzloser Trödel erscheine. „Was braucht man Bücher?“, fragte dann Federer. „Warum lesen wir all